

Germanistik im Spannungsfeld von literarischer Kritik und Literaturwissenschaft *

Seine berühmte Rede über „Wissenschaft als Beruf“ hat Max Weber vor mehr als 60 Jahren mit der Frage eingeleitet: „Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne?“ Er hat sich mit der Pedanterie des Nationalökonomen seinem Thema von außen genähert. Ähnlich werde ich heute verfahren, denn auf die Frage, wie sich denn die Lage eines Studenten gestaltet, der nach einem abgeschlossenen Germanistikstudium versuchen wird, einen anderen als einen der weithin verschlossenen Lehramtsberufe zu ergreifen, kann man heute antworten: Das Berufsfeld des Germanisten ist inzwischen anscheinend so weit wie das Feld der freien Berufe überhaupt, es reicht, um nur einige prominente Beispiele zu nennen, vom Schriftsteller (ich nenne etwa die Germanisten Martin Walser, Adolf Muschg, Hans Magnus Enzensberger, Manfred Bieler) und Kritiker (ich nenne als Beispiel nur Joachim Kaiser), über den Feuilletonchef (z. B. Marcel Reich-Ranicki, Fritz J. Ratz) bis zum Vorsitz einer wichtigen Gewerkschaft, zum Staatssekretär im Bundeswissenschaftsministerium, zum Vorsitzenden einer Partei (in Hessen). Ich bin weit davon entfernt, solche Karrieren als Normalkarrieren des Germanisten heute zu deklarieren, obwohl die Philologienliteratur von Max Frisch über Her-

mann Burger bis zu Uwe Pörksen, Helmut Arntzen und Alois Brandstetter eine eigene Untersuchung verdiente, doch scheint mir die allgemein zu beobachtende Eroberung ehemals juristisch besetzter Berufsfelder durch andere geisteswissenschaftliche Sparten und damit das Vordringen anderer als nur formaler Denkmodelle im sozialen und ökonomisch-politischen Bereich so bemerkenswert, wie das gravierende Quantitätsproblem in den Geisteswissenschaften, welches eine noch kaum wahrgenommene, ungeahnte Ausweitung des Forschungs- und Ausbildungsfeldes auch und gerade der traditionell so genannten Germanistik mit sich gebracht hat.

1. Die Statistik

Insgesamt hat sich in der Bundesrepublik – parallel zu der gewaltigen Zunahme der Studierenden – der Bestand an Stellen für wissenschaftliches Personal in der Zeit von 1960 bis 1972 vervierfacht, bis 1981 ist er gegenüber 1974 nochmals um 1,2% gestiegen, seither sinkt er wieder. In der Germanistik stieg die Zahl der Professoren (ohne Fachhochschulen) von 151 im Jahre 1960 auf 493 im Jahre 1979 um mehr als das Dreifache, die Gesamtzahl der Stellen für wissenschaftliches Personal im Bereich der Germanistik sogar von 289 im Jahre 1960 auf 1 397 im Jahre 1979. Für das Jahr 1981 (letzte verfügbare Zahlen) nimmt sich die Statistik wie folgt aus:

* Dem vorliegenden Text eines Vortrages an der Universität Gießen im Dezember 1982 wurde die ursprüngliche Form belassen, lediglich die zugrundegelegten Zahlen wurden aktualisiert.

Tabelle 1: Stellen im Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften

Stellengruppe	Germanistik	Romanistik	Sprach- und Kulturwissenschaften insgesamt
Professoren	554	239	5 543
Hochschulassistenten	329	90	2 006
Wissenschaftliche Mitarbeiter	577	304	5 477
Lehrkräfte für besondere Aufgaben	139	185	1 742
Insgesamt	1 522	818	14 768

Dabei sind zu den quantitativen Erhebungen doch einige erläuternde Bemerkungen nötig: Die Zahl der Wissenschaftler in den Fächern der Sprach- und Kulturwissenschaften insgesamt hat sich seit 1976 nur geringfügig geändert. Bundesweit ist für die Germanistik (im Gegensatz zur Romanistik, wo seit 1978 ein leichter Rückgang zu bemerken ist) bis 1981 kein Rückgang, sondern ein leichter Zuwachs festzustellen. Die Zahlen scheinen aber durch die in diesen Jahren in vielen Bundesländern erfolgte Integration der Pädagogischen Hochschulen in die Fachwissenschaften verzerrt, da die früher den Erziehungswissenschaften zugerechneten Fachdidaktiken nunmehr in der Statistik der Fachwissenschaften mit erfaßt werden. Insgesamt jedenfalls ist irgendeine dramatische Abwärtsbewegung bundesweit (bis 1981) nicht zu erkennen. Aus der Statistik ist auch zu entnehmen, daß als die eigentlichen Reformjahre die sechziger Jahre anzusehen sind. Damals stieg an den Hochschulen die Zahl der Personalstellen im Verhältnis stärker als die Zahl der Studienanfänger; in den siebziger Jahren stieg diese Zahl lediglich noch parallel zur Zahl der Studienanfänger, in den achtziger Jahren – das heißt seit 1979 – ist ein deutlicher Anstieg der Zahl der Studienanfänger je Stelle des wissenschaftlichen Personals festzustellen. Dies wird sich auf absehbare Zeit nicht ändern, da aller Voraussicht nach der Zustrom zu den Univer-

sitäten unverändert anhalten, ja – gemessen an der Quantität des jeweiligen Geburtsjahrganges – nochmals erheblich zunehmen wird. Die Betreuungsrelationen (= Student pro Stelle wissenschaftliches Personal) liegen durch diese Zunahme des wissenschaftlichen Personals im Gesamtbereich der Sprach- und Kulturwissenschaften relativ günstig innerhalb des Gesamtfeldes solcher Relationen. Natürlich schwanken sie von Universität zu Universität und von Fach zu Fach; sie liegen im Durchschnitt bei 1:20,7. Es ist aber festzustellen, daß sowohl die Zahl der Studienanfänger je Stelle des wissenschaftlichen Personals wie auch die Zahl der Studenten je Stelle des wissenschaftlichen Personals seit 1977 ständig zugenommen hat:

Tabelle 2: Fächergruppe Sprach- und Kulturwissenschaften; Verhältnis von wissenschaftlichem Personal zu Studierenden

	Studienanfänger je Stelle	Studenten je Stelle
1977	2,6	18,4
1979	2,9	18,8
1982	3,3	20,7

Gravierender hat sich die Zunahme des Stellenbestandes zunächst auf die Altersstruktur der Hochschullehrer ausgewirkt, da – wie leicht einzusehen ist – seit 1960

*Tabelle 3: Deutsche Studenten je Stelle für wissenschaftliches Personal an Hochschulen (ohne Fachhochschulen)**

	Germanistik	Romanistik	Geschichte
1960	48,0	15,2	15,6
1966	27,6	14,5	10,7
1979	34,4	19,9	11,6
1980	35,5	19,3	12,4
1981	37,7	20,0	14,0
1982	38,7	20,8	14,7

* Quelle der Statistiken: Zur Lage der Hochschulen Anfang der 80er Jahre. Quantitative Entwicklung und Ausstattung. Hg. und gedruckt von der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates. Köln 1983.

das Durchschnittsalter der Hochschullehrer entschieden abgenommen hat. Die Verjüngung des Lehrkörpers aber bedeutet bei gleichbleibender Stellenzahl (oder gar bei abnehmender Stellenzahl) selbstverständlich auch eine Abnahme der Stellenchancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs. 1960 waren bundesweit 45% aller Professoren und Dozenten jünger als 50 Jahre, 1966 waren es bereits 54% und 1977 schon 71%. Innerhalb der Germanistik sind 1977 30% aller Professoren und Dozenten jünger als 40 Jahre (also 1937 oder später geboren); 77% aller Germanistikprofessoren und -dozenten sind 1977 jünger als 50 Jahre (also 1927 und später geboren). Diese Professoren waren demnach bei Kriegsende knapp 18 Jahre alt und haben 1977 noch eine Dienstzeit von etwa 15 bis 18 Jahren vor sich.

Dies also ist – auf wenige Striche vereinfacht – die statistische Basis für eine verbreitete Zukunftssorge unseres wissenschaftlichen Nachwuchses und noch stärker der heutigen Studentengeneration; auf eine simplifizierende Formel gebracht, lautet diese Angst, „in einer fertigen Welt keinen Platz mehr finden“, in einer für Generationen vermauerten (und in sich vergreisenden) Wissenschaft keine materi-

ellen Möglichkeiten für Forschung, Lehre und innovierende Ideenkraft mehr zu finden. Das Bild einer von Beamtenstellen aller Art verstopften Universität, mit einem Lehrkörper, der ohne den Konkurrenzdruck junger Kollegen und ohne den forschungsinnovativen Stimulus der nachdrängenden Generationen in satter Selbstzufriedenheit erstarrt, ist eine der Schreckensvisionen unserer Zukunft. Ich behaupte allerdings, daß auch diese Vision eher in der eschatologischen Katastrophenangst des Jahrtausendendes als in der sozialen und ökonomischen Realität wurzelt.

Ich leugne die krisenhafte Situation unseres Weltzustandes – auch und gerade in der Wissenschaft – nicht, ihre vorschnelle Ideologisierung aber halte ich, wie die verhängnisvollen Ideologisierungen der Krisen an vergangenen Wendepunkten unserer Geschichte, für töricht. Geht man nämlich von einer wünschenswerten und normalen mittleren Ersatzquote im Bereich der wissenschaftlichen Stelleninhaber von etwa 4% jährlich aus – und dies bedeutet für die Germanistik, bezogen auf den Bestand an Professorenstellen im Jahre 1977, etwa 15 jährlich zu besetzende Professorenstellen –, so sind statistisch belegbare Engpässe in der Mehrzahl aller an den Universitäten vertretenen Fächer nur bis zum Jahre 1990 zu befürchten. In den Jahren bis 1990 beträgt die jährliche Ersatzquote in der Germanistik 2,2% (das heißt etwa 8 Stellen jährlich); schon ab 1991 aber erreicht sie wieder den Idealwert von 4,0%. Sehr gering ist die Ersatznachfrage in den Jahren bis 1986, niedrig (unter 3%) bleibt sie in einigen Fächern (der Romanistik, der Mathematik und Informatik) auch nach 1991, wogegen nach 1990 Theologie, Zahn- und Veterinärmedizin, Agrarwissenschaften und Bauingenieurwesen einen überproportional starken Nachwuchsbedarf haben werden.

Ein Fazit dieser – wie ich meine, sorgfältig durchgeführten – Berechnungen ist, daß sich die geschilderte Schreckensvision in Nebel auflöst, daß wir allerdings für unsere Fächer und Fachbereiche kurz- und mittelfristig wirksame Notprogramme brauchen, weil die jetzt habilitierten Kollegen vor dem Nichts stehen, die Aussichten für die heute studierenden Generationen aber als normal, ja sogar günstig bewertet werden können. Für die heute habilitierten oder vor der Habilitation stehenden Wissenschaftler sind die Stellensorgen vor allem deshalb so groß, weil die Hochschulgesetze unserer Länder keine Stellen für ein etwa zehnjähriges Dasein als Privatdozent (oder Diätendozent) vorsehen und die angestrebte Streichung der C2-Stellen diesen Zustand verschärft.

Eines dieser hervorragend funktionierenden und international als musterhaft geltenden Notprogramme ist bekanntlich das Heisenbergprogramm, das habilitierten jüngeren Dozentinnen und Dozenten, die wegen der gegenwärtigen Lage auf dem Arbeitsmarkt nicht sofort eine Stelle bekommen können, mit bis zu fünf Jahren dauernden Forschungstipendien die Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Arbeit ermöglicht. Dieses Programm ist inzwischen verlängert worden, auch wenn die Vorschläge für Heisenbergprofessuren, die ich für wünschenswert halte, von den politisch verantwortlichen Stellen nicht mehr diskutiert und stets unter Hinweis auf die Finanzsituation abgelehnt werden. Der am 15. Oktober 1982 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorgelegte Erfahrungsbericht ist ungemein positiv, so positiv, daß in Kanada und den Niederlanden erwogen wird, ein ähnliches Programm zu beginnen. Nach diesem Bericht sind seit 1978 284 Stipendien ausgeben worden, von denen 91 bis 1982 wieder zurückgegeben worden sind, weil die Stipendiaten inzwischen berufen wurden

(19 immerhin auf C 4-Stellen, 33 auf C 3-Stellen) oder sonstige Dauerstellen in Forschung, Wirtschaft und Verwaltung erhalten haben. Nur bei vier Stipendiaten (von insgesamt 24 Kolleginnen und Kollegen, deren Stipendien 1983 ausliefen) zeichnen sich Schwierigkeiten bei der Stellensuche ab; die jährliche Rückgabequote lag jedenfalls bis 1982 konstant bei 25 Stipendien. Zahlen für die Germanistik liegen mir nicht vor, doch wurden innerhalb des Fachausschusses 109 der DFG, Sprach- und Literaturwissenschaften (mit Volkskunde), von 42 Stipendienanträgen 13 bewilligt; von diesen 13 bewilligten Anträgen wurden bis 1982 fünf wieder zurückgegeben, das sind 40%, so daß der Fachausschuß 109 um etwa 5% über dem Durchschnitt aller Rückgaben liegt; die Berufungsaussichten also sind bei uns nicht so schlecht, wie gemeinhin angenommen wird.

2. Veränderungen des Fachprofils

Wie alle Statistiken leidet natürlich auch die vorgelegte darunter, daß sie vom Ist-Zustand ausgeht, das heißt vom gegenwärtigen Bestand an Stellen, daß sie also in dem Augenblick nicht mehr standhält, in dem größere Verschiebungen, Streichungen, Einsparungen usw. die rechnerische Basis gravierend verändern würden. Aus den quantitativen Veränderungen der Jahre seit 1960 aber ist eine Konsequenz abzuleiten, die eine qualitative Veränderung des Faches indiziert.

Seit den sechziger Jahren nämlich, das heißt seit Beginn des Hochschulausbaus in dem geschilderten Maße und seit dem Beginn der heute zum Abschluß gekommenen Bildungswerbung haben sich Inhalt und Struktur des Faches Germanistik so weitgehend verändert, daß etwa die Inhalte meines Studiums (zwischen 1954 und 1960) längst zur Geschichte und nicht

mehr zur Aktualität des Faches gehören. Das Erscheinungsbild des Faches Germanistik in der Öffentlichkeit der Medien ist nichts anderes als eine nostalgische Kritikerkonstruktion, die weder dem Selbstverständnis des Faches, noch der durch vielfältige internationale und interdisziplinäre Forschungsaktivitäten geprägten inneren Form der Germanistik als einer methodisch sehr breit angelegten Kulturwissenschaft entspricht. Um dies zu illustrieren, gebe ich ein Beispiel aus der Fachgeschichte:

Im Insel- und Suhrkamp-Verlag erschienen 1982 fast gleichzeitig die Autobiographien zweier prominenter Emeriti der Germanistik: die Erinnerungen des ehemaligen Bonner Ordinarius Benno von Wiese „Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen“ (von Wiese ist Jahrgang 1903) und die Erinnerungen des ehemaligen Leipziger und Hannoveraner Ordinarius für Germanistik Hans Mayer „Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen I“ (Mayer ist Jahrgang 1907). Beide Professoren haben viele Jahrzehnte prägend auf die germanistische Literaturwissenschaft eingewirkt; ihre zahlreichen Schüler besetzten die Lehrstühle in Ost und West – und doch haben sie nicht eigentlich Schulen gebildet, nicht Schule etwa im Sinne der Berliner Schule der Germanistik, in der Gustav Roethe, Erich Schmidt, Arthur Hübner und andere noch die Einheit von Alt- und Neugermanistik, von der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, verkörperten. Es war dies eine Schule, der auch mein Lehrer Hermann Kunisch angehörte, in der es als fachadäquat galt, sich mit dem Indogermanischen und den germanischen Dialekten zu beschäftigen, in der die Literatur nach der sogenannten Goethezeit kaum noch zu den erforschenswerten Gegenständen zählte und zumal die Gegenwartsliteratur – trotz Erich Schmidts Freundschaft mit

Theodor Storm – kein Objekt war, welches wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich schien. Insofern herrschte innerhalb der Sprachwissenschaft unangefochten die historische Grammatik, in der Literaturwissenschaft wurde die von Werner Milch (in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift von 1930) beschriebene Differenz von Geschichte und Kritik der Literatur, die von einer breiteren Fachöffentlichkeit aber erst 1957 zur Kenntnis genommen wurde, nicht akzeptiert; Kritik und Wertung der Literatur galten – bis zu Walter Müller-Seidels Wertungsbuch, zweite Auflage 1969 – als ein im Grunde unwissenschaftliches Thema, obwohl implizit ein fast schrankenloser Wertungs-subjektivismus herrschte. Milch hat immerhin die unterschiedlichen Fragestellungen von Kritik und Historie der Wortkunst geklärt. Trotz seiner noch immer anregenden und adaptierbaren Differenzierungen, die in eine leider nicht geschriebene Geschichte der literarischen Kritik münden sollten, verdeutlichen die genannten Autobiographien fast idealtypisch die landläufige Scheidung von *Germanistik als Philologie* – als deren prototypischer Vertreter noch der bedeutende Mediävist Helmut de Boor den schrecklichen Satz popularisierte, daß von Methode spreche, wer von der Sache nichts verstehe – und in *Germanistik als literarisch-politische Kritik*, wobei aber Kritik – ganz im Sinne Friedrich Schlegels – als eine Kunst, zumindest als eine der Kunst verwandte Schreibart verstanden wird.

Hans Mayer hat sich in seiner Autobiographie als einen Schriftsteller charakterisiert, aber keinesfalls, wie er selbst behauptet, als einen „Germanisten, im üblichen, immer noch üblichen Fachsinne“. Gegen Benno von Wiese aber bemerkt ein kanadischer Germanist (in: *Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft* 1983 Heft

2) mit Recht, daß er „von seinem Beruf, der Germanistik, die ja schließlich das zentrale Thema seines Buches ist, immer so spricht, als seien ihre Methodik, ihr Zweck und Sinn eine ausgemachte Sache, die nicht zur Diskussion gestellt zu werden brauche.“ Benno von Wiese fühlt sich offenkundig frei von dem Rechtfertigungsdruck so vieler Fachvertreter, welche die muttersprachliche Philologie in ihrer Existenzberechtigung verteidigen, er ist frei von der Scham, sich als einen Germanisten zu bekennen, die so viele Kollegen – und gelegentlich auch mich – gefangen hält. Schließlich hat noch mein Lehrer, der Historiker Franz Schnabel, die Germanistik als eine Wissenschaft deklariert, die ein Teilgebiet der Geschichtswissenschaft sei und früher von den Historikern mitbetreut worden sei. Ganz konsequent fragt auch Hans Eichner, der soeben zitierte Rezensent von Benno von Wieses Memoiren: „Aber kann man, darf man Germanist sein, ohne mitunter bis zur Verzweiflung darunter zu leiden, daß sich Goethe so gut auf Auschwitz reimte? Man kann es offensichtlich ...“

Damit aber berichtet sowohl das Buch von Wieses, wie das Mayers, von der Vergangenheit eines Faches, das sich seit den sechziger Jahren inhaltlich und methodisch gewandelt hat. Ich leugne nicht die teilweise verhängnisvolle Geschichte dieses ideologieanfälligen Faches, aber ich behaupte seine gravierende Veränderung gegenüber der Generation unserer Lehrer (geboren um 1900 bis etwa 1910). Ich kann nicht behaupten, daß sich das Fach „gebessert“ hat, obwohl ich meine, daß es auf dem Wege zur Erforschung seines Objektbereichs, die gesamte deutsche Sprache und die gesamte deutsche Literatur in einem sehr weiten Sinne, erheblich an methodischer, theoretischer und sachlicher Präzision gewonnen hat; ich behaupte nur, daß es sich verändert hat, und daß

demnach der Streit zwischen Benno von Wiese und Walter Boehlich um das Erscheinungsbild der Germanistik obsolet ist. Wenn Boehlich Benno von Wiese – in einem Pamphlet auf dessen Memoiren – den „Wanderprediger eines wenig gebildeten Faches“ nennt, so teilt er – vom Ton seiner Kritik einmal abgesehen – mit dem Kritisierten die veraltete Basis seines Fachverständnisses. Seine Ausgangsperspektive ist die von einem provinziellen, methodenlosen Fach, dessen Gegenstände die historischen Wissenschaften und die Philosophie auf der einen Seite oder die literarische Kritik auf der anderen Seite angeblich besser als es selbst erfassen können.

3. Das neue Fachprofil

Die Behauptung eines seit den sechziger Jahren veränderten Faches und seines gewandelten Selbstverständnisses versuche ich an einigen Beispielen darzustellen:

a) Noch in meiner Studienzeit gab es Ordinarien der Germanistik, die als genial galten, dies aber durch ein wie immer geartetes Schriftenverzeichnis nicht belegen konnten. Die einzige Schrift des Kollegen, den ich hier vor Augen habe – er ist lange tot –, ein größerer Artikel im Deutschen Wörterbuch, kam zustande, weil Arthur Hübner seinen Mitarbeiter bis zur Fertigstellung dieses Artikels auf halbes Gehalt setzte; die Dissertation kam zustande, weil die Braut sagte, sie werde ihn nicht eher heiraten, als bis die Promotion abgeschlossen sei – und die nicht wenigen Schüler dieses in der Tat genialen Germanisten schenkten ihrem Lehrer – so weiß es die Anekdote – einen Druck seiner Dissertation zum 60. Geburtstag.

Dies ist sicher nicht das typische Bild eines Germanisten der fünfziger Jahre, aber im-

merhin ein mögliches, während heute die Springflut der Publikationen für die Wissenschaft, die wissenschaftliche Kritik und die Bibliotheken ein fast unlösbares Problem darstellt. Die wissenschaftliche Produktion unseres Faches, die noch zur Zeit Herders in tüchtigen Fragen sich die Mühe nahm, „einzelne Örter aufzuräumen und ungebahnte Wege zu zeigen“, hat ein Ausmaß angenommen, daß Publikation nicht mehr bedeutet „öffentlich machen“, sondern im Gegenteil den Ausschluß von der Öffentlichkeit meint, weil auch wichtige Bücher kaum noch Rezensenten oder Leser finden. Schon erheben sich Stimmen, welche die informativen Lücken informativen Wissens, den Lebensraum der wissenschaftlichen Phantasie und ihrer Ideenproduktion, von der Masse der scheinbaren Information, des gespeicherten und nicht mehr abrufbaren Wissens zugeschüttet sehen. Das Fachgespräch reduziert sich bisweilen zu einem Dialog, bisweilen sogar zu einem recht vereinsamenden Monolog. Schon gibt es wissenschaftliche Verlage, die ohne Lektorat arbeiten, alles Angebotene gegen Erstattung der Selbstkosten drucken und die Verantwortung für die Flut höchst überflüssiger Dissertationsdrucke den Fakultäten überlassen, welche diese Dissertationen zwar als Promotionsschriften angenommen haben, ihrer Prüferpflicht aber – weil die Zahl der zu lesenden und zu beurteilenden Seiten pro Person und Semester 6000 überschreitet – nicht mehr nachkommen konnten.

Trotz solcher nicht zu leugnender Gefahren – sie sind zu bändigen nur, wenn das Fachrezensionswesen funktioniert – sind in den letzten Jahren breite Forschungslücken, von deren Schließung frühere Forschergenerationen nur träumen konnten, zumindest partiell geschlossen worden. Der erweiterte Literaturbegriff, der expositorische Texte, Brief- und Tagebuchlite-

ratur ebenso einbezieht wie die literarische Institution (den Lesezirkel, die Leihbibliothek, das Volkstheater, das Brauchtum etc.), den literarischen Betrieb, das literarische Leben und die Literaturindustrie, ist weithin anerkannt, ja die großen Forschungsleistungen der letzten Jahrzehnte sind gerade auf dem Gebiet der Zweck- und Gebrauchsliteratur zu verzeichnen. Ich denke in der Altgermanistik etwa an die Erforschung der geistlichen Prosa des Mittelalters (durch Kurt Ruh und seine Schule), an die Emblemforschung (durch Friedrich Ohly und seine Schüler), an die deutliche Etablierung einer „mittleren“ Germanistik, also an die Entstehung einer germanistischen Humanismus- und Barockforschung als einer eigenen Teildisziplin, die mit den Fremdsprachen-Philologien international konkurrenzfähig geworden ist; ich denke in der Sprachwissenschaft an die Emanzipation der Mundartforschung zur Dialektologie, an die gewaltigen Fortschritte, welche die Erforschung des Frühneuhochdeutschen als einer eigenen Sprachepoche gemacht hat, an die Entstehung der synchronischen Linguistik, an die sich allenthalben eröffnenden Perspektiven einer Erforschung von Regionalliteratur und von Kinder- und Jugendliteratur, an die großen Forschungsprojekte zur Erschließung der Zeitschriften seit dem 18. Jahrhundert und anderes mehr.

In den Zeitungen lesen wir fast regelmäßig, wenn wieder eine schnell gemachte Studienausgabe eines textkritisch problemlosen Autors erscheint, den Seufzer, wie überflüssig doch die historischen-kritischen Großunternehmungen seien, wie teuer und wie aussichtslos doch ihre Beendigung sei, was doch in England ein Einzelner alles schaffe, wo in Deutschland ein ganzes – zerstrittenes – Team nicht genüge. Diesen journalistischen Stereotypen zum Trotz hat sich seit den sechziger Jah-

ren eine Editionsphilologie etabliert, die in viele Fächer Eingang gefunden hat, und für die nicht mehr die Klassische Philologie, sondern die Germanistik Leitwissenschaft geworden ist. Diese – zumindest unter denkmalpflegerischem Aspekt leicht zu rechtfertigende – säkulare Aufgabe einer Quellensicherung, des Textes und des Werknachlasses deutscher Autoren, hat das kritische Bewußtsein von Text und Textqualität so verändert, daß heute auch der Schüler, auch die Hausfrau, die im Interesse ihrer Kinder zum dritten Male Abitur macht, und selbst der sprichwörtlich gewordene „Zahnarzt in Kaufbeuren“ Anspruch auf einen gesicherten und kritisch erläuterten Quellentext erheben. Die Bundesrepublik ist endlich auf dem Wege, das zu erreichen, was andere Länder längst als einen selbstverständlichen Bestandteil ihrer Kultur besitzen: einen den Gebildeten bekannten, quellenkritisch gesicherten und akzeptabel erläuterten Bestand unserer Nationalliteratur, der die in Deutschland traditionell von der Staatnation geschiedene Kulturnation dokumentiert und im Bewußtsein breiter Bevölkerungskreise verankert.

Die Angriffe gegen das mühevollen und entsagungsreiche Editions Wesen übersehen, daß die seit Anfang der siebziger Jahre laufenden Projekte es inzwischen auf eine stattliche Zahl von Bänden gebracht haben, daß die Novalis-Ausgabe und die Heym-Ausgabe vor dem Abschluß stehen, daß die Düsseldorfer Heine-Ausgabe gegen Ende dieses Jahrzehnts abgeschlossen sein wird, daß die kritische Brentano-Ausgabe seit 1975 14 Bände vorgelegt hat, die Klopstock-, die Hofmannsthal- und die Stifter-Ausgabe kräftig voranschreiten; sie übersehen, daß Reclams Universalbibliothek ein Unternehmen mit hohem textkritischem Niveau geworden ist, und sich kaum noch ein Taschenbuchverlag quellenkritisch nicht abgesicherte Editio-

nen leistet. Und wenn eine Leistung wie Hans Jürgen Schraders „kritischer Neudruck“ der „Historie der Wiedergebornen“ (in der Reihe Barock der Deutschen Neudrucke, 4 Bände, 1982) nicht als eine wissenschaftliche Sensation ersten Ranges gewürdigt wird, so beweist dies nichts gegen die Editionsphilologie, aber viel gegen ihre in der Tat schlecht informierten und noch schlechter informierenden Kritiker. Sollte, was ich hoffe, der Deutsche Klassiker Verlag in Frankfurt verwirklicht werden, so werden wir – vielleicht noch in diesem Jahrtausend – über preisgünstige Editionen eines Kanons der deutschen Nationalliteratur verfügen, über eine Bibliothek des deutschen Mittelalters, eine Bibliothek der Frühen Neuzeit, eine historische Bibliothek, eine Bibliothek von Texten der Wissenschaftsgeschichte und selbst über moderne Klassiker in wissenschaftlich zuverlässiger und an strengen Maßstäben geprüfter Form. Man sollte nicht so tun, als sei eine solche Entwicklung ohne den Aufschwung der Editionsphilologie und des durch sie grundlegend veränderten Bewußtseins von Entstehung und Funktion des literarischen Textes möglich gewesen.

b) Damit ist der Gesamtbereich des neuen Fachverständnisses angesprochen, denn die quantitative Ausweitung des Personals und entsprechend des Gegenstandsbereiches des Faches ermöglichte die längst überfällige Fachdifferenzierung und im Gefolge dieser Differenzierung auch die methodische Stabilisierung. Es hat sich nur bei manchen Ministerien noch nicht herumgesprochen, daß das Fach Deutsch, das an unseren Schulen gelehrt wird, ein aus den Bedürfnissen der Schule zu rechtfertigendes Konstrukt aus vielen Spezialisierungsdisziplinen der Germanistik ist; es hat mit der wissenschaftlichen Germanistik ebenso wenig oder ebensoviel zu tun, wie etwa das for-

schungsintensive Fach der theoretischen oder experimentellen Biologie mit dem Unterrichtsfach gleichen Namens.

Die Reduzierung unseres Faches ausschließlich nach Kapazitätsgesichtspunkten, wie sie heute in den Ministerialverwaltungen durchgespielt wird, hätte die Zerstörung einer sich endlich interdisziplinär öffnenden, internationales Ansehen gewinnenden und ungemein forschungsintensiven Fachlandschaft zur Folge. Die Germanistik hat in ihren theoretischen Randzonen (etwa in der theoretischen Linguistik) den Anschluß an naturwissenschaftliche Methodik gewonnen, sie hat in Linguistik und Texttheorie den Anschluß an die moderne Wissenschaftstheorie gefunden, in ihrer sozialgeschichtlichen Methodik Anschluß an die moderne Geschichtswissenschaft und an die Sozialwissenschaften, in der Rezeptionsästhetik und der germanistischen Komparatistik Anschluß an die Nachbarphilologien; die Empirisierung vieler Teildisziplinen scheint bevorzustehen. In der – wesentlich von der Germanistik mitbestimmten – Exilforschung hat sich das Fach Methoden der Akkulturations- und der Enkulturationsforschung angeeignet, es hat sich in den Arbeitsstellen zur automatischen Kartierung unserer Sprachatlanten die Informatik erobert und ist insgesamt aus einem multidisziplinär angelegten Methodenpluralismus zu einer interdisziplinär orientierten, kulturwissenschaftlichen Methodik fortgeschritten, in der Methodenpluralismus nicht mehr dilettierend und als Ausflucht vor der Gefahr einseitiger Ideologisierung, sondern als Spiegel vielfältiger sachbezogener Fragestellungen gelehrt wird.

Heute wird – um nur einige Beispiele zu nennen – Strukturalismus, Psychoanalyse, Feminismus und Sozialgeschichte in der Germanistik ernsthaft und mit überraschenden Ergebnissen betrieben. Das

„Internationale Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ (IASL) hat den 9. Jahrgang (1984) erreicht, und selbst die Kollegen aus der DDR gestehen zu, daß durch die bei uns gelehrte Sozialgeschichte des literarischen Textes ältere, von ihnen lange übersehene Texte neu zu leben beginnen. Nur ein Beleg für die interdisziplinäre Öffnung der Germanistik ist das Themenheft „Literatur und Sozialgeschichte“ in der von Helmut Berding, Wolfgang Schieder und Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ (Jahrgang 9/1983, Heft 1).

Daß die Germanistik aber auch ein internationales Fach geworden ist, weiß jeder deutsche Forscher, der nur einmal ins europäische oder außereuropäische Ausland eingeladen worden ist. Man kann – und dies ist ein wenig erfreulicher Nebeneffekt der Internationalisierung des Faches und insbesondere seiner Blüte im Fernen Osten, in China und Japan – heute eine Weltreise unternehmen, ohne je das germanistische Milieu und den Dunstkreis des Fachgespräches zu verlassen. Germanistische Gastprofessuren gibt es heute nicht nur in Kanada, Australien, Indien, Korea, Israel und Ägypten, sondern auch im Senegal, in Togo und an der Elfenbeinküste; die chinesische, bulgarische, sowjetrussische und lateinamerikanische Germanistik machen von sich reden; die Bundesrepublik ist auch in diesem, einst angeblich so provinziellen Fach in einen fruchtbaren Kulturaustausch und – gegenüber der DDR, aber auch gegenüber Österreich und der Schweiz – in eine ungemein fruchtbare Kulturkonkurrenz eingetreten. Die Internationalisierung des Faches, und zum ersten Mal seit der Gründung des Internationalen Germanistenverbandes (IVG) ist die Präsidentschaft an die Bundesrepublik (Albrecht Schöne) gefallen, ist nicht nur eine Folge der unter

der Entwicklung des modernen Verkehrs schrumpfenden Entfernungen der Welt, sondern auch eine unmittelbare und von den Verursachern ungewollte Spätfolge der Intellektuellen-Emigration aus Deutschland in den Jahren seit 1930 und insbesondere seit 1933. Inzwischen ist die erste Exilgeneration, welche die Botschaft von einem „anderen Deutschland“ als dem Adolf Hitlers in der Welt verbreitet hat, alt geworden und teilweise schon gestorben; die Schüler dieser vertriebenen Gelehrten, Forscher, Künstler aber haben die Verbreitung und die Förderung deutscher Kultur im Ausland gepflegt und so zur Internationalisierung der einst auf eine Volkstumswissenschaft reduzierten Germanistik beigetragen. Thomas Manns Schreckbild von einem deutschen Europa wurde 1945 zerstört, seine Hoffnung auf ein europäisches Deutschland wurde zumindest in Wissenschaft und Kunst längst realisiert.

c) Ich hoffe, hier etwas von jenem Forschungsenthusiasmus vermitteln zu können, der allenthalben in einer weltweit betriebenen Germanistik zu erkennen ist. Dabei stehen die Auslandsgermanisten – ganz anders etwa als Juristen, Wirtschaftswissenschaftler oder Soziologen – in einem intensiven Austausch mit der deutschen Germanistik. Konnte man vor 15 oder 20 Jahren noch behaupten, daß die USA das innovative Land der Germanistik seien – damals besetzte noch die erste Generation deutscher Emigranten aus Hitlerdeutschland die Professuren an den German Departments –, so ist jenseits aller „Ansichten“ oder „Neuen Ansichten einer künftigen Germanistik“ heute ein Fach entstanden, das die Generation unserer Emeriti noch nicht gekannt hat. Weniger in der Sprachwissenschaft, die ja schon immer auch die gesprochene Sprache in ihren Untersuchungsbereich einbezogen hat, weniger auch in der Teildiszi-

plin der Deutschdidaktiken, die sich des Korsetts der bloßen Anwendungswissenschaft entledigt haben, als in der Literaturwissenschaft tut sich eine Diskrepanz auf zwischen dem Objektbereich – dem geschriebenen Wort – und dem Bedeutungsverlust, den dieses geschriebene und vor allem das poetische Wort inmitten einer sich immer schneller visualisierenden Medienwelt erleidet. Schon sprechen wir von „print-Medien“ und meinen damit die Gleichordnung aller Medienbereiche mit dem Buch.

Die Hinwendung vieler Germanisten zur Kommunikations- und Medienwissenschaft, zur Filmphilologie und wie immer diese noch tastenden Versuche bezeichnet werden, scheint mir deutlich; die Didaktiken haben hier einen entscheidenden Vorsprung vor den traditionellen Fachdisziplinen. Im Bereich der Medienwissenschaft aber wird die seit Jahren divergierende Entwicklung von Sprach- und Literaturwissenschaft unter dem Dach der Untersuchung unserer Medienkultur wieder zusammengeführt, so daß sich auch die Methodenschere zwischen den beiden großen Fachteilen schließen könnte.

Der höhere theoretische Standard der Sprachwissenschaft gegenüber der Literaturwissenschaft wurde ja mit einer weitgehenden Ausklammerung großer und gerade für die Literaturwissenschaft zentraler Teile der Linguistik bezahlt; die Semantik wurde an die sich dieser Aufgabe nur widerwillig unterziehende Literaturwissenschaft verwiesen, bis schließlich Philosophen und Historiker meist ohne Mithilfe der früher hier sachkundigen Germanisten ihre eigenen Begriffslexika zu publizieren begannen (z. B. „Geschichtliche Grundbegriffe“). Dort aber wurden nun literarische Texte (im engeren Sinne) wie philosophische Texte oder wie Akten behandelt, die literarische Eigentradition wurde kaum noch beachtet.

Diese Entwicklungen der germanistischen Medienwissenschaft und die Annäherung von Sprach- und Literaturwissenschaft, ohne Unterwerfung eines Fachteiles unter die Methoden und Theorien des anderen, sind noch derart im Fluß, daß Ziel und Ende nicht abgesehen werden können.

4. Thesen zur germanistischen Literaturwissenschaft

Nach diesem Überblick über Geschichte und Gegenwart unseres Faches versuche ich abschließend, in Form von Thesen den literaturwissenschaftlichen Teil der Germanistik in seiner Bedeutung für den akademischen Unterricht und nicht nur als ein forschungsbezogenes Fach zu beschreiben, um der Diskussion auch eine persönliche Stellungnahme zu überlassen. Ich verstehe dabei Literatur als *ein* Modell zur Erkenntnis von Wirklichkeit, durch Gestaltung dieser Wirklichkeit mittels Sprache. Literaturwissenschaft hat demnach die Aufgabe, im Gebrauch des spezifischen und dynamisch die Wirklichkeit auch verändernden Erkenntnisinstrumentes Literatur zu unterweisen. Die noch immer verbreitete Unterscheidung von Literaturkritik und Literaturwissenschaft scheint mir seit dem Eindringen des New Criticism in die germanistische Literaturwissenschaft unnötig, da jeder wissenschaftlichen Bemühung ein kritisches Element innewohnt, lediglich die Urteile über den Text eines zeitgenössischen Autors unsicherer und subjektiver sein müssen als die durch Geschichte gefilterten Urteile über Werke vergangener Zeiten. Ich halte mich dabei an René Wellek, der, Norman Foerster zitierend, postulierte: „Ein Literaturhistoriker muß Kritiker sein, auch wenn er nur Historiker sein will.“ In diesem Zusammenhang ist der heutige Streit um Literaturkritik, Schriftstellertum und Germanistik, bei dem – um ein

Wort Kurt Tucholskys abzuwandeln – Germanisten Germanisten Germanisten schimpfen, keine in der Sache begründete Auseinandersetzung, sondern eher ein Streit freier Berufe mit der beamteten Kritik.

Wichtig jedenfalls scheint mir, daß Schüler und Studierende lernen, literarische Denkformen zu erkennen und zu reflektieren, also die literatursprachliche Gestaltung einer gedachten Welt, um jenen Teil menschlichen Gesamtbewußtseins zu aktivieren, der nicht auf Experiment, Formel und Faktenrekonstruktion, sondern auf Phantasie, Bildhaftigkeit und Gestaltungsfähigkeit angelegt ist. Durch die Gestaltung von Wirklichkeit mittels Sprache – auch wenn die von Literatur in der Moderne vorgefundene Wirklichkeit meist schon ihrerseits literarische Realität ist – entsteht neue, erfahrbare, die vorfindbare Realität überschreitende Wirklichkeit, so daß Literatur nicht nur deshalb emanzipatorisch ist, weil sie sehr differenzierte Einsichten in große Teilaspekte der Realität ermöglicht, sondern auch insofern, als sie Erfahrungen einer neuen Realität im Kontrast zur alten ermöglicht.

Ich übergehe die Unterscheidungen von Sachtext und Kunstwerk, von hoch- und minderzuwertender Literatur, die auch historisch zu verstehende Debatte um Autonomie- und Zweckästhetik, Gesinnungs- und Einsichtsliteratur, um zu betonen, daß an dem hier skizzierten Literaturmodell Produktions-, Distributions- und Rezeptionsfaktoren gleichermaßen beteiligt sind. Vom historischen Quellenzeugnis unterscheidet den literarisch-poetischen Text ja seine immerwährende Aktualität, so daß die Verflechtung der interdependenten Erkenntnisperspektiven nötig ist. Anders ausgedrückt: Hans Magnus Enzensbergers „bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie“ (1976) wendet sich nicht gegen

den Literaturunterricht, aber gegen das „häßliche Laster der Interpretation“ und das noch viel häßlichere Laster der „richtigen“ Interpretation. Es kann im literaturwissenschaftlichen Unterricht nicht darum gehen, relativ funktionslose Textinhalte und -strukturen zu erkennen, sondern nur darum, im Modell Literatur, also nicht im isolierten Einzeltext, sondern im vorgestellten Gesamtmodell, das so komplex und vielschichtig ist wie die Realität selbst, Denkfähigkeiten zu aktivieren und Wirklichkeitsaspekte zu verstehen, die nicht verkümmern dürfen, wenn die Welt für den Menschen lebensfähig und lebenswert bleiben soll.

Die Germanistik wird – bei allem Enthusiasmus für naturwissenschaftlich-experimentelle Methodik – niemals völlig exaktifizierbar, ja nur schwer objektivierbar

sein; dazu ist sie ihrer Herkunft aus der historischen Bewegung und der deutschen Romantik mit ihren idealistischen Denkformen noch immer zu sehr verpflichtet. Der Literaturhistoriker wie der Kritiker aber mag sich deshalb auch beim Umgang mit seinem angefochtenen und immer wieder zur Rechtfertigung geforderten Fach mit einer Erkenntnis Clemens Brentanos trösten, der meinte, als Dichter zwischen Subjektivität und Objektivität zu hängen, wie Christus zwischen den Schächern. Nach einer langen Reflexion über die Möglichkeit von Objektivität der Empfindung bei der Lektüre guter Gedichte und von Poesie überhaupt aber meinte er, in einem seiner charakteristisch satirischen Ausbrüche, daß letztlich zu viel Subjektivität immer noch besser sei als zu wenig Objektivität.



Mit den besten Empfehlungen

Hotel Kübel

6300 GIESSEN · BAHNHOFSTRASSE – WESTANLAGE · RUF 06 41/7 70 70* · TELEX 4 821 754

*70 Betten mit jeglichem Komfort, alle Preislagen
Das ganze Haus ist schallisoliert * Im Herzen der Stadt
5 Minuten Fußweg zur Kongresshalle und zum Bahnhof
Günstigste Verkehrsanbindung an die Autobahnen * Ausreichende Parkplätze
Unmittelbar bei den Kaufhäusern, Butiken und Geschäften
Restaurant „Ludeback“ * Séparée „Kaminstubchen“
Konferenz- und Gesellschaftszimmer für Empfänge und Feiern
Optimale Kommunikation in unserem Seminar- und Schulungszentrum „Akademie“
Ein Haus der Vernunft für den selbstbewußten Gast
Das Zuhause für den Individualisten*